

Schwarz-Rot-Braun

Roman

von

Bernd Späth

bs@bernd-spaeth.com

www.bernd-spaeth.com

© Autor

Für XXX,

die genau daran zerbrochen ist.

RI.P.

Ich weiß nicht, ob man meine Eltern als Versager bezeichnen kann. Jedenfalls glückte ihnen nicht allzu viel, und nachdem sie erfolglos versucht hatten, als einfacher Handwerksbetrieb in der „Haute Volée“ meiner Heimatstadt Gunzenbrunn Anschluss zu finden, arrangierten sie sich gekränkt mit den Tatsachen und bemühten sich im Angesicht ihres Scheiterns, auch mich auf ihrer intellektuellen und charakterlichen Ebene festzunageln. Ohne Möglichkeit des Widerspruchs oder gar der Selbstbehauptung unterwarf ich mich notgedrungen ihren pädagogischen Grundsätzen, die sich an denen des Dritten Reichs orientierten: Parieren, Willensbrechung, Intoleranz, Geistfeindlichkeit, Rohheit, emotionale Kälte. Es war ein fragwürdiges Familienglück, denn mehr als einmal bekam ich mit, wie meine Stiefmutter Irmi dem Vater Vorhaltungen machte, „selbst für die paar G’spinnerten da bei uns in Gunzenbrunn“ sei er offensichtlich zu dumm, und wenn man nur eiinmaaaal von ihm etwas mehr erwarten würde, ja, dann sei man schon sauber dran! Im Übrigen könne er freilich damit herumprotzen, wie er den Russ’ im Krieg erledigt habe, hier halte man sich an die Tatsachen, und die seien ja einfach nur traurig. „Traurig, sag i! – Traurig!“

Manchmal tat mein Vater mir richtig leid, denn Irmi war ein Miststück, und sie wusste um seine Geltungssucht, sodass sie ihren Giftstachel genüsslich in seine weichsten Stellen senkte.

Hätten sie bei ihrem sozialen Aufstiegsversuch Glück gehabt, dann wäre ich dem Annamirl vielleicht schon früher begegnet. Die war genauso alt – also genau so klein – wie ich mit meinen vier Jahren. Wir trafen uns, weil sie ihren Holzroller auf den Gehsteig vorm Laden vom Metzger Schullerer geschmissen hatte, sodass die kurzsichtige Frau Hierl mit ihrem eingewickelten Paket voller Schweinsflomen drüber fiel und der Flomen danach mit Sand und kleinen Straßensteinchen gespickt war. Die Knie von der Frau Hierl auch, und das Annamirl rannte um sein Leben. Die Hierlin krauchte auf allen vieren vor der Metzgerei herum und stieß kehlige Schmerzensschreie aus, während ich das Geschehen vom Vorplatz unseres Ladens aus betrachtete.

Die Frau Schullerer und die Frau Lachner kamen in ihren weißen Kitteln aus der Metzgerei gehastet und sagten: „Mei, mei, mei! Ja mei, Frau Hierl!“ Dazu schlugen sie die Hände seitlich gegen die Oberschenkel. Es klang wie ein Kirchengesang, bloß dass man dazu keine brennenden Kerzen trug. Schließlich halfen sie der theatralisch Schluchzenden und „Auuuaujuaujuuu!“ Klagenden auf die Beine. Der Schullerer Hardi mit seinem fetten Kopf schaute kurz und schweinsäugig durch das Ladenfenster und verschwand wieder. Wahrscheinlich grunzte er dabei. Er grunzte immer, wenn ihn etwas interessierte. Und auch, wenn ihn etwas nicht interessierte.

„Ja mei, Frau Hierl! Ja meiomei! Jetzt so was, ha?“, sagte die Frau Lachner voller Anteilnahme. Die Frau Schullerer schüttelte entsetzt ihre Wamme und sagte: „Gehen S’, warten S’, i hol Ihnen selbstverständlich einen frischen Flomen!“

Mit dem dreckigen Paket verschwand sie in der Metzgerei, kam gleich wieder mit einem frischen heraus, und gemeinsam führten sie die gotteslästerlich fluchende Hierlin quer über die Straße zu ihrem Arbeiterhäusl. Der Hierl hatte es nach dem Krieg gebaut, indem er auf jeder Baustelle, wo er als Maurer arbeitete, einen Motorradanhänger voller Ziegelsteine mitgehen ließ. – Richtig geklaut war es nicht, fand er, sondern nur halb: Die Kollegen bekamen es zwar schon mit. Andererseits handelte es sich um Flüchtlingssiedlungen, die im Westen unserer Stadt errichtet wurden, sodass jede Bausabotage einen Beweis deutscher Treue gegenüber den Altansässigen darstellte.

In der Stadt herrschte eh die Überzeugung, „... dass ma’ denen ja praktisch quasi alles hint’ einischiabt, während dass *mir* uns des alles vornrum erarbeiten müsserten, ha?!“ Dem deutschen Arbeiter stehe genauso ein eigenes Häusl zu wie einem nur mühsam radebrechenden „Polackenschwingel“. Und immerhin hatte der Hierl vier Kinder, da war es klar, dass man für so einen lieber baut „als fürs Gschwerrl!“

Die Stimmung war geladen bei uns in Gunzenbrunn. Sogar unter den Flüchtlingen galt es als bitteres Los, wenn man hierher eingewiesen wurde, weil die zahlreichen Nicht-Gunzenbrunner sie für die unfreiwillige Ortswahl dableckten und die Einheimischen ihnen mit ungezügelter Feindschaft begegneten.

Irgendwie mochten sie uns „draußerhalb“ nicht, das hatte ich schon mitbekommen. Aus Gründen der Bequemlichkeit bezeichneten die Gunzenbrunner sich als „Brunner“, während die Auswärtigen uns als „Grunzenbrunner“ verunglimpften, uns meist nur „Grunzer“ nannten und uns mit Stallgeräuschen zu provozieren trachteten.

Das Annamirl mit seinen blonden Strubbelhaaren, dem grauen Straßenkleid und den langen Wollstrümpfen hielt sich, angstvoll um sich blickend, am Gartenzaun der alten Bächtlin fest. Ich konnte sehen, wie sie ihren Unterkiefer nach vorn schob, einem leidenden Tier nicht unähnlich, während sie nach Luft schnappte. Da ich ebenfalls schon die Schläge der hysterischen Hierlin abbekommen hatte – ihr zwanzigjähriger Sohn, der Stoffler, stotterte und galt allseits als milde Form von Depperl –, lotste ich das Mädchen schnell in unseren Hinterhof zu den Schuppen, wo wir geduckt zwischen Brennholzstößen und schwarzen Vorkriegsfahrrädern abwarteten, ob jemand uns finden würde. Annamirl lehnte ihren Kopf an meine Schulter, und ich kam mir sehr männlich vor in diesem Augenblick. Ich spürte, wie sie zitterte, und ergriff ihre Hand. Sie streichelte sie und sagte „Dank dir fei!“

Nur kurze Zeit, und unsere Furcht war verflogen, und wir begannen zu spielen: Mit Holzspießeln ritzten wir den schwarzen Boden der Hütte auf, spuckten in das herausgekratzte Erdreich, legten Häuser aus Baaz an und Kiesgruben, stellten Holzstückchen zu einer Pyramide auf. Ich setzte das letzte Stück an, die Pyramide fiel zusammen. Das Annamirl lachte laut auf. Es klang herzlich, vergnügt, und doch befangen.

Durch die rückwärtige Bretterwand sprühten armdicke Sonnenstrahlen Staub in die Luft. Einer der Strahlen traf Annamirls Mund, und ich konnte ihre Zahnlücken sehen, während sie heiter mit der Zunge schnalzte.

Die Frau Schullerer, die eine herzensgute Haut war, hatte Annamirls Holzroller gegen die Gartenmauer der Nachbarswirtschaft gelehnt, wo der Schullerer Beni, der Bruder des Metzgers, tagtäglich von Tisch zu Tisch ging und den Gästen erklärte, dass jedenfalls er am Krieg nicht schuld gewesen wär, wenngleich er darin Beträchtliches geleistet hätte, wofür man heutzutage allerdings eingesperrt werden tät, als wenn man ein Verbrecher wär’.

Ritterlich schlich ich mich hinaus und stibitzte Annamirls Roller, während die Frau Schullerer, den Rücken zu mir gewandt, irgendein Schweineteil auf den Arbeitstisch hievte und darauf herumhackte. Die Frau Lachner packte dem einarmigen Lellhammer Sigi ein paar Wollwürscht’ in die Rupfentasche und hängte sie ihm unter mütterlichem Zuspruch um den Hals.

Annamirl stand strahlend in unserer Einfahrt, und jetzt stachen ihre fehlenden Schneidezähne oben noch viel mehr heraus.

Bei der Hierlin waren trotz der angenehmen Frühjahrs Temperaturen die Fenster geschlossen und die Spitzenvorhänge zugezogen. Ich nutzte die Chance und führte das Mädchen aus unserem Hof hinaus, dann entgegen ihrer ursprünglichen Marschrichtung um den ganzen Block herum. So brauchte sie nicht mehr beim Schullerer vorbeizurrollern. Nach mehreren Ecken und Winkelzügen, wie nur Kinder sie kennen, kamen wir in die Laimer Straße, die sie mir als ihr Zuhause genannt hatte. Sie rollerte langsam dahin, und ich hielt im Laufschrift mit, wozu wir angeregt schnatterten, begeistert von unserer neu begonnenen Freundschaft. An der Ecke zur Steinebachstraße hielt sie unversehens inne. Ihre Züge verfinsterten sich.

„I muss jetzt weg“, sagte sie mit verschwörerischer Stimme. Unruhig drehte sie immer wieder den Kopf, als befürchtete sie etwas.

„I geh noch mit dir“, protestierte ich, denn ich war neugierig, wo sie wohnte. – Die Laimer Straße galt als eine der feineren in der Stadt, wohingegen man unsere Herrschinger Straße als

„Glasscherbenviertel und Grattlerbagasch“ titulierte – nur weil in unserer Straße die Arbeiter wohnten und nicht die Beamten. Der Unterschied, hatte mein Opa immer gesagt, bestand darin, dass der Arbeiter seinen Rausch ehrlich auf der Straße nach Hause trug, während der Beamte auch den schönsten Rausch niemals in der Freiheit präsentierte, weil er sich das nicht traute und lieber allein b'suffa in seiner Wohnung herumfiel, was einem überhaupts keinen Spaß machen konnte, aber so sei er leider, der Beamte. Manchmal, sagte der Opa, hatte der Beamte einen Rausch im Garten. Aber dann hatte er schon Jahre vorher eine Hecke gepflanzt.

„Nein“, flüsterte das Annamirl, „des geht net! Mei Papa ... i ... i ... kann di net mitnehmen ...“

Unruhig blickte sie über die Schulter, als könnte ihr Papa jeden Moment aus dem Gartentürl herausschießen.

„Was macht'n dei Papa? Is er auch Dachdecker?“, wollte ich wissen.

Mein Opa nämlich war Dachdeckergehilfe, und ich war stolz auf ihn. Je höher der First war, desto ausgelassener schallten seine Juchzer. Erst kürzlich hatte er auf unserem Dach ein paar beschädigte Platten erneuert und mich mit hinaufgenommen, den Körper schützend über mich haltend, während ich auf allen vieren und voller Zutrauen zu ihm über die sonnenwarmen Dachziegel hinaufkrabbelte. Bis ich endlich oben auf dem First saß, Opas Rechte um meinen Körper geschlungen, glücklich gegen ihn gelehnt, seine beruhigende Stimme in den Ohren, in der absoluten Gewissheit, dass mir bei ihm nichts passieren konnte. Ich spürte den Wind in meinem Gesicht, sah zehn Meter unter mir die Leute laufen. Ganz klein kamen sie mir vor, sogar kleiner als ich selbst. Ich hatte glücklich aufgelacht. Mutig patschte ich mit meinen Händchen gegen den Kamin, der vor mir riesig aus dem Dach wuchs, und in dessen Karree sich heulend der Wind fing. Wenn Opa in der Nähe war, fühlte ich mich stets geschützt – jedenfalls solange er keinen Rausch hatte und gewalttätig wurde, sodass man sich besser versteckte.

Annamirl schaute mich besorgt an. „Doktor is er, mei Papa.“, sagte sie ernst. „Und streng is er. Sehr streng.“

„Hmm“, überlegte ich verwirrt. „Kein Dachdecker“, und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Wenn i jemand mitbring', krieg i wieder g'schimpft, und dann muss i immer weinen.“

„Also dann servus.“ Ratlos blieb ich stehen.

Annamirl tat ein paar Schritte von mir weg, dann hielt sie abermals inne.

„Is dei Papi eigentlich lieb?“, fragte sie mich über mehrere Meter hinweg.

„Hm“, machte ich ausweichend. „I ... i weiß net. Er war ja auch im Krieg.“

„Und dei Mami?“

„Die is tot.“, sagte ich. „Schon lang.“ Über ein Jahr ist lang für ein Kind. Papa hatte Irmi geheiratet, kaum dass meine Mama gestorben war, und alles war einfach weitergegangen.

„Hast du eine neue Mami?“

„Ja.“

„Und?“

„Hm“, sagte ich, „sie is halt noch neu.“